In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 58. Posen, den 10. März 1928. 2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Irnfried von Wechmar.

2. Fortsetzung.

Soweit war alles schön und gut.

Der Lange würde zwar nicht sehr erbaut sein von diesem Besuch; aber was half das? Er mußte ihn beherbergen, ob er wollte oder nicht.

Aber nun kam ein Satz in dem Briefe des Kleinen, der der Schwester immer und immer wieder zu denken gab:

„. . . und hoffe daher, auch mit Ihnen, liebe, verehrungswürdige Komtesse, ein paar Stunden zusammen sein zu können, Stunden, die hoffentlich für mich ebenso schön sein werden wie jener Abend der Preisverteilung, an dem ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen meine Zuneigung immer wieder beweisen durfte!"

Hatte sie also doch richtig empfunden an jenem Abend, als sie sein ständiges Sich-um-sie-kümmern als Interesse an ihr gedeutet und geglaubt hatte, daß er mehr für sie empfand?

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie in dem Kleinen eigentlich nur immer den Sportkameraden gesehen, einen Sportkameraden allerdings, der ihr von all den vielen der sympathischste war. Nun aber trat er auch als Mann in ihr Leben, brachte er ihr Gefühle entgegen, die ehrlich gemeint waren und die wie echte Gefühle behandelt werden wollten.

Die Schwester riß sich aus ihren Gedanken los. Sie hatte dem Bruder noch nichts von dem bevorstehenden Besuch mitgeteilt, und dazu war jetzt die beste Gelegenheit.

„Du, Langer . . ."

Der war ein Stück zurückgeblieben, ohne daß es die Schwester gemerkt hatte. Jetzt drückte er mit seinen langen Schenkeln den Hunter an die Seite der Stute.

„Du, Langer. Der Kleine hat an mich geschrieben." In knappen Worten berichtete die Schwester.

Hatte sie erwartet, daß der Bruder toben würde, so sah sie ihre Erwartungen erheblich übertroffen.

Der Lange raste! Mit wütendem Gesicht schaute er die Schwester an. Aergerlich feuerte er die längst ausgegangene Zigarette in den Graben und hob nun zu einer Rede an, die — auch das kannte die Schwester — vor einer Stunde kaum zu Ende sein würde.

Sie hörte daher nur mit halbem Ohr hin und belustigte sich innerlich über den Zorn des Langen, der um so größer war, je mehr der Bruder die Sinnlosigkeit einer Auflehnung gegen den beabsichtigten Besuch erkannte.

„Frechheit, an dich zu schreiben. Ich bin der Herr im Hause! Gibt gar nichts zu bereden! Alles längst klar! Soll doch die Finger davon lassen, wenn er nichts davon versteht! Was sollen denn die anderen Leute denken, mit wem wir verkehren, wenn sie den Kerl hier sehen!"

„Na, erlaube mal!" Nun war auch die Schwester verstimmt. „Was bildest du dir eigentlich ein? Ist der Kleine etwa weniger wertvoll als du, weil er kein Gut hat, weil ihn seine Untergebenen nicht „Herr Graf" titulieren? Kann er sich nicht ebenso tadellos benehmen wie alle Herren hier um uns herum? Die väterliche Fabrik soll die angesehenste im ganzen Kreise sein. Und selbst, wenn er der kleinste Angestellte im Bureau seines Vaters wäre! Er ist ein anständiger, grundehrlicher Kerl, der mir am kleinen Finger lieber ist als viele, die Moral und Vornehmheit gepachtet zu haben glauben!"

„Ei, ei, sieh an, mein sonst so stolzes Schwesterlein! Woher plötzlich diese weltverbessernden Ideen? Sollte etwa der Kleine mehr von uns wollen, als nur mich wegen der Meisterschaft anzuöden? Vielleicht äußerst du dich einmal dazu, Frau Fabrikbesitzer in spe!"

„Laß doch den Unsinn!"

Die Schwester hatte das so nebenbei sagen wollen und konnte doch nicht verhindern, daß sie rot geworden war.

Rasch beugte sie sich auf der anderen Seite des Pferdes herunter und griff, nur um etwas zu tun, nervös in den Bügelriemen.

Doch dann hatte sie sich wieder in der Gewalt. Sich aufrichtend, sah sie an dem Bruder vorbei.

„Und was soll werden?"

Der Lange zuckte verächtlich die Achseln: „Schreib ihm nur, daß er kommen soll, und daß wir uns „sehr freuen", ihn bei uns zu sehen."

Und nach einer Weile: „Aber das sage ich dir gleich, länger als ein, zwei Tage habe ich keine Zeit für ihn. Diese Art Leute haben ein Fell wie ein Rhinozeros."

„Ueber diese Zeit hinaus dürfte sich der Kleine dank deiner Liebenswürdigkeit wohl auch kaum wohlfühlen."

Donnerwetter! Die Kleine war ja ordentlich böse! So kannte er sie ja gar nicht. Dieses Einsetzen für einen Menschen, den man nur alle Jahre ein parmal sah, kam ihm doch etwas verdächtig vor. Schon neulich war ihm der Verdacht aufgetaucht, daß der Kleine sich für die Schwester . . . Und nun schien's fast so, als wollte auch die Schwester sich lebhafter für den Kleinen einsetzen, als die ganze Sache wert war.

Da hieß es ja aufpassen, wenn der Kerl kam.

Das könnte dem gerade so passen: Mein Schwager, der Herr Graf . . . Mochte eine schöne Gesellschaft sein, diese Koofmichsfamilie, aus der der Kleine stammt.

Was sollten die Nachbarn denken, wenn hier plötzlich solche Bekannte auftauchten! Das waren hier alles Leute mit Namen, deren jeder mindestens einmal verdienstvoll in der Geschichte genannt worden war, Herren, deren Großväter schon denselben Acker bestellten, auf dem sie noch heute bauten.

Unwillkürlich mußte der Lange an seine direkten Nachbarn denken: den dicken Landrat und den alten Generalleutnant. Was würden gerade die dazu sagen, wenn die Schwester den Kleinen . . .?! Gar nicht zu Ende zu denken war der Gedanke an das Gerede, das den Langen im Leben sonst so wenig tangierte, das ihm aber hier, inmitten seiner Standesgenossen, doppelt peinlich war.

Nun, man würde ja sehen! Jedenfalls nahm er sich vor, den Kleinen so schlecht wie möglich zu behandeln,

ihn vor der Schwester lächerlich zu machen, wo er nur konnte, damit ihm ein für allemal die Lust verging, hier einzudringen, wo er nichts zu suchen hatte.

Als man wenige Minuten später vor dem Schloß abgesessen war, setzte sich die Schwester — noch in Hut und hohen Stiefeln — an den Schreibtisch und schrieb mit ihrer eleganten steilen Schrift nur die wenigen Worte an den Kleinen: „Freue mich von Herzen, Sie hier zu sehen. Gruß auch vom Langen."

„Nun gerade!" Die Schwester lachte vor sich hin.

Dann ging sie hinunter in die Halle, um auf den Landbriefträger zu warten.

Schmunzelnd betrachtete der Postbote das Briefchen, das ihm die junge Herrin in die Hand drückte. Der Alte kannte sie schon, als sie noch ein Kind war. Und mit geübtem Blick und gutem Gedächtnis stellte er bei sich fest: An den schreibt sie heute zum erstenmal.

Dann verschwand das Briefchen in der dicken, alten Ledertasche, die schon so viele Geheimnisse geborgen hatte.

VI.

Der schnittige Sportwagen summte sein Lied durch den frühen Morgen.

Der kleine, drahtige Sportwart hinterm Steuer kannte seinen Wagen, wußte, was er ihm zutrauen und daß er sich auf die Maschine verlassen konnte.

Der Kleine war kein Rennfahrer, keiner von jenen wildgewordenen, maschinengleichen Menschen, die im Rasen über die Landstraßen, im Jagen durch die Dörfer das A und O allen Automobilsports sehen. Er war auch kein Anfänger mit den Allüren und Rücksichtslosigkeiten eines solchen.

Er war nur Sportsmann, auch hierin, leistete etwas, wenn es galt, in einer Zuverlässigkeitsfahrt zu starten oder eine Geschicklichkeitskonkurrenz zu bestreiten; aber sonst fuhr er mehr aus reiner Freude am Kraftwagen überhaupt und hielt auch hier jenes gesunde Maß, das seinem Charakter entsprach.

Der Motor knatterte und sang wie jauchzend der Sonne entgegen. Und in das metallische Lied schwang sich der Jubel, der dem Herzen des Kleinen entströmte, der, die Augen scharf auf die vor ihm liegende Chaussee gerichtet, immer und immer wieder an sie denken mußte, von der er die für ihn so bedeutungsvollen Worte in der Brusttasche mit sich trug.

„Freue mich von Herzen!" So lautete ihr Brief; er kannte jedes Wort des kleinen Billetts auswendig.

Als er die wenigen Zeilen erhalten, hatte er in aller Hast gepackt; die paar Sachen, die er brauchte, waren ja schnell im Handkoffer verstaut. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit hatte er den Wagen nachgesehen, getankt und reisefertig gemacht, und war noch gestern abend nach S. gefahren, um nur ja schon am Mittag in Breslau zu sein und abends das Gut zu erreichen.

Früh war er aufgestanden, und als der Chauffeur, den er der großen Entfernung wegen mitgenommen, den Wagen gebracht, war er gleich losgefahren.

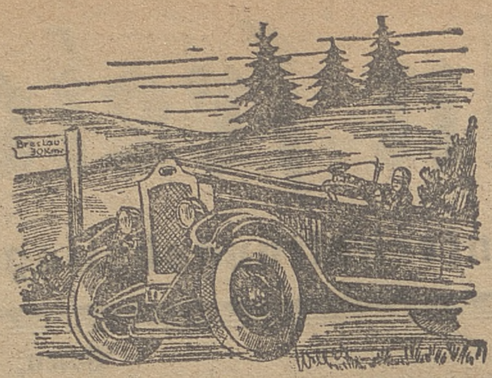
„Wo sind wir jetzt?" Der Kleine hatte den Wagen langsam durch eines der schlesischen Dörfer gelenkt, die mit ihren sauberen, niederen Bauernhäusern, den schönen alten Bäumen, einen so gemütlichen Eindruck machen.

Doch der Chauffeur hatte geschlafen. Gott ja, er war alt, diente schon dem Vater viele Jahre, und — der Kleine mußte lächeln, wenn er an das faltige, grauhaarige Männchen neben sich dachte — war sicher nicht verliebt, vielleicht nie verliebt gewesen.

Der Alte blätterte im Atlas, die Seite war verschlagen, und nun suchte er, beschämt ob seiner Schläfrigkeit, die Karte von Schlesien.

So, jetzt hatte er sie; umständlich fuhr er mit dem Finger die Strecke ab, die sie gefahren waren. Hier war S., wo sie übernachtet hatten, drei Ortschaften hatte er gezählt, bis er eingeschlafen war. Das mußte hier also Hirschfeldau sein.

Doch da kam ihm ein Wegweiser zu Hilfe.



„Noch 30 Kilometer bis Breslau, mehr wollte ich gar nicht wissen." Der Kleine gab Gas. „In einer halben Stunde sind wir da."

Und wieder summte und brummte der Motor, und wieder fraßen die Räder Kilometer auf Kilometer, und wieder eilten die Gedanken über Breslau hinaus, voraus auf das Gut, das ihm heute abend Quartier und zugleich die Gewißheit geben sollte, ob die Freude dort wirklich „von Herzen" kam.

An den Langen mußte er denken, und daß dieser seinem Besuch sicher nicht besonders erfreut entgegensah. Aber was galt das! Er würde sich schon mit ihm vertragen. Und der Kleine nahm sich vor, sich nicht über den Langen zu ärgern, sich durch dessen Arroganz nicht reizen zu lassen, ja, er beschloß sogar, ihn ganz nett zu finden, so versöhnlich war er gestimmt.

So! Nun kam schon das kleine Straßenpflaster, das der Automobilist so freudig begrüßt, wenn ihn die Schlaglöcher der Landstraßen kräftig durchgerüttelt haben.

Langsam nahm der Kleine das Gas weg. Ueber die Bahngleise kam er gerade noch hinüber, dann schlossen sich die Schranken hinter ihm.

Nur keinen unnützen Aufenthalt jetzt! Ihm graute ohnehin schon vor der Besichtigung der Bobfabrik. Der gute Bobkonstrukteur, selbst einer der besten Führer, war ein schrecklich umständlicher und ausführlicher Mann.

Einen Augenblick sogar überlegte er, ob er nicht abtelephonieren und gleich weiterfahren sollte; aber dann siegte doch der pflichttreue Sportwart. Und dann, er wollte sich ja vielleicht auch einen der neuen Schlitten für die Meisterschaft anfertigen lassen, die so besonders schnell sein sollten.

Und er wollte die Meisterschaft erringen, um jeden Preis. Nicht aus Eitelkeit, die kannte er nicht, auch nicht aus Mißgunst gegen die anderen; auch dies Gefühl war ihm fremd, sondern einzig und allein, um der „Bobsine" des Langen zu zeigen, daß er etwas konnte, daß er in der Lage war, vor ihren kritischen und sportlich geschulten Augen in Ehren zu bestehen.

Hoppla! Im letzten Augenblick brachte die Vierradbremse den Wagen zum Stehen. Beinahe hätte er einen alten Mann überfahren, der ihm quer vor den Wagen gelaufen war.

Ganz verstört war der Alte, faßte sich dann aber schnell und schimpfte im breitesten „Schläsisch" auf den Kleinen, der selbst noch ganz benommen war. Ein paar Worte der Entschuldigung stammelnd, nahm sich der Kleine zugleich vor, besser aufzupassen und seine Gedanken nicht wieder vom Wege abschweifen zu lassen.

Und nun war er in der Bobfabrik. Der Portier am Eingang meldete den Kleinen an. Ein wenig steif von der langen Fahrt, kletterte der Kleine vom Sitz und hatte nun Muße, sich umzusehen.

Die Bobfabrikation war nicht das Hauptgebiet dieser mächtigen Anlage, die — das sah der Kleine als Fachmann an Kleinigkeiten — in mustergültiger Verfassung war. Der Bobkonstrukteur hatte die Fabrikation von Schlitten erst in den Werkplan mit aufgenommen, als das zunehmende Interesse am Bobsport den Bedarf an guten Maschinen mehr und mehr gesteigert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kern der Sache.

Eine russische Justizkomödie von S. Tomski.

„Ich protestiere! ich bin dagewesen . . . vom Gesichtspunkte des Kernes der Sache!“ schreit in seiner Aufregung der Mann mit dem Barte, sein buntes Tuch vom Halse herunterreißend.

„Warte mal, Pjotr Petrowitsch! Laß mich doch erst die Sache erklären,“ unterbrach ihn eine Frau in mittleren Jahren, und sich zum Gericht wendend, beginnt sie mit aufgeregter Stimme:

„Mir ist so ein Unglück zugestoßen, daß ich gar nicht sagen kann, was für ein Unglück . . Vielleicht erinnern Sie sich, Genosse Richter, daß ich vor fünf Monaten einen Prozeß hatte mit ihm, mit meinem Mann, wegen der Alimente. Denn, als er sich von mir scheiden ließ, hat er sich mit einer Marsell eingelassen, und das Kind und mich überließ er der Willkür des Schicksals.“

„Tatjana!“ schreit der Mann, Du sollst doch zur Sache sprechen!“

„Ich spreche auch vom Kern der Sache . . . Und Sie, Genosse Richter, verurteilten ihn, Alimente zu zahlen. Ich bekam eine Vollzugsliste, und jetzt verbrannte ich Dummkopf versehentlich die Liste . . . .“

„Verbrannt, na schön! Wozu brauchst Du sie, zum Teufel! Zum Kern der Sache!“

„Oh Gott! Wie werde ich denn, ich Aermste, ohne die Liste leben können, Genosse Richter? Versetzen Sie sich in meine Lage, geben sie mir ein Duplikat, statt dieser Vollzugsliste . . .“

„Ich protestiere und bin dagegen vom Kern der Sache,“ empört sich der Mann, „sie hat deshalb die Liste verbrannt, weil sie sie nicht brauchte, und weil wir uns wieder nach der Scheidung vertragen haben. Wir leben zusammen wie Mann und Frau. Tatsache! Sie können ja meine Frau fragen!“

„Es ist tatsächlich wahr, Genosse Richter, ich lebe wieder mit dem Pjotr zusammen, aber ohne Duplikat bin ich verloren, wie zwei mal zwei vier, ich bin verloren!“

„Wozu brauchst Du ein Duplikat, Du Dummkopf, wenn wir uns wieder vertragen haben?“ schreit der Mann.

„Na, auf jeden Fall, mein Lieber, ich muß doch auch meine Stütze haben . . .“

„Wozu, zum Teufel? Genosse Richter, betrachten Sie es doch vom Kern der Sache . . . das ist ja unerhört, eine Frau mit einem Duplikat. Das ist ja lächerlich geradezu!“

„Du kannst ja lachen, aber für mich ist es eine Rettung . . .“

„Das ist doch nur eine dumme Weiberlaune!“

„Für mich ist es aber eine Beruhigung! Solange ich die Vollzugsliste auf meiner Brust hatte — kehrte Pjotr zu seiner Familie zurück und benahm sich anständig. Aber als er erfahren hatte, daß ich die Liste versehentlich verbrannt habe, wurde er sofort grob und frech!“ . . .

„Das ist eine Lüge! Vom Kern der Sache . . .“

„Was ist denn Lüge?“

Das Gericht gibt jedoch ein Duplikat der Vollzugsliste der Frau. Der empörte Gatte schreit:

„Eine Frau mit dem Duplikat! Man kann sich's ja kaum vorstellen! Vom Kern der Sache . . .“

„Man kann ja nicht anders auskommen mit Dir, Du Herumstreicher,“ sagte sie begütigend, doch leuchtenden Blickes. „Das Duplikat bedeutet doch das Glück unserer Ehe. Verstehst Du denn das nicht?“ (Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.)

Der Temperamentmesser.

Natürlich haben die Amerikaner so was erfunden. Was nicht meßbar ist, hat für sie keinen Wert, existiert überhaupt nicht. Alles muß in Kurven registriert, in Verhältnisziffern und Rekordzahlen ausgedrückt werden können, erst dann hat es Existenzberechtigung. Wenn einer also die Blonden mehr liebt und ein Buch darüber schreibt, so ist das gewiß eine interessante Angelegenheit, aber er ist eben ein Dichter, ein Schwärmer. Nicht ernst zu nehmen. Schön, er sagt, daß man die Blonden vorzieht. Aber welches Beweismaterial hat er? Wie hat er es ermittelt? Und wie viele Gewährsleute haben es nachgeprüft? Und überhaupt, woran will er es gemerkt haben? Mit welchem Apparat ist es festgestellt? Apparat? Natürlich kann man auch diesen Apparat konstruieren. Das wäre eine seltsame Einrichtung der Natur, die nicht mit Apparaten zu messen wäre, die man nicht in einer Kurve aufzeichnen könnte. Also konstruierte man einen Apparat, mit dem man das messen kann. Nun wird man sehen, ob dieser obskure Dichter recht hat, der da behauptet, daß man die Blonden bevorzugt. Wahrscheinlich hat er unrecht. Sicher hat er unrecht. Wenn er recht hätte, wäre er kein Dichter. Dichter haben immer unrecht. In Amerika! Außer wenn sie Filme schreiben. Filme so unwahrscheinlich, wie ein Haus mit 4 Etagen in der City von Neuyork. Und wenn der Dichter nicht unrecht hat, so haben eben die unrecht, die die Blonden bevorzugen; denn sie haben nie nachgemessen, wie es mit den Temperamenten bestellt ist.

Aber, um zur Sache zu kommen, Dr. William Marston, Professor an der Columbia-Universität, hat den Apparat konstruiert, mit dem man mit Hilfe elektrotechnischer Methoden die psycho-physischen Reaktionen des Menschen auf äußere Eindrücke graphisch registrieren kann. So heißt das wissenschaftlich, und der zu registrierende äußere Eindruck ist eben ein Kuß, das Ergebnis eine Zickzacklinie, wie beim Erdbeben. Verraten wir das Geheimnis vorweg. Wenn der Dichter recht hat, daß die Männer die Blonden bevorzugen und wenn die Erdbebenlinie richtig ist, die Herr Marston aufgezeichnet hat, so sind die Männer noch bequemer, als wir uns haben träumen lassen. Was zu beweisen war!

Zur Erläuterung: Im Vortragssaal der Columbia-Universität, im Kreise ernsthafter Medizinstudenten saßen zwei bildschöne Filmdiven, Miß Passy O'Day, die Brünette, und Miß Rose Gallagher, die Blonde. An jedem rechten Oberarm befand sich ein Luftkissenumschlag, der zu Herrn Marstons Erdbebenmesser führte, mit dem er die Gemütsbewegungen, die psycho-physischen Reaktionen aufzeichnete. Dann gabs echte Kinoliebesszenen. Die Brünette mußte küssen, und der Erdbebenanzeiger notierte sorgfältig die Steigerung ihrer normalen Blutdruckkurve. Dann kam die Blonde dran, und dann besahen die gespannten Zuhörer sich die Bescherung. Die Brünette sah in ihrer Erdbebenkurve aus wie die Alpen, wie die Rocky Mountains, wie der Himalaja im Verhältnis zum Wasserspiegel des Toten Meeres. 500 Prozent wies die Steigerung des Blutdrucks auf. Die arme Blonde dagegen war wie die Hügellandschaft in der Lüneburger Heide. Allerkleinste Bodenerhebungen wies ihre Kurve auf. Wie ein aus der Ferne kaum noch herüberklingendes Erdbeben. Miß O'Days Puls hatte eine Kurve gezeichnet wie ein Seismograph in Tokio beim letzten Erdbeben. Miß Roses Linie sah aus, als ob ein Radfahrer über die Rheinbrücke bei Köln gefahren war und man die Erschütterungen aufgezeichnet hätte. Die Blonden waren entlarvt als kaltschnäuzig und temperamentlos. Nur 50 Prozent über normal tobte ihr Blut bei der heißesten Filmliebesszene. Allerdings hat der Apparat vergessen zu registrieren, ob der Blonden der in Frage stehende Mann ebenso sympathisch war wie der Brünetten. Immerhin, der Apparat hatte registriert, und gegen eine Kurve gibt es keine Einwendungen. Es war bewiesen, daß der brünette Typus der rassigere ist. Wenn also wirklich die Männer die Blonden bevorzugen, so eben aus jener alles übertreffenden Bequemlichkeit, welche Beweisführung wir dem Professor der Columbia-Universität und seinem Apparat für menschliche Erdbeben verdanken.

Mode-Krankheiten.

Von Dr. med. Ernst Schlohmann.

Wir wollen nicht von den Krankheiten und Fehlern der Mode sprechen. Auch nicht von jenen Krankheiten, die „in Mode“ sind. Es gibt nämlich auch in einem derartigen Sinne Mode-Krankheiten, alles kommt einmal in Mode, jede Zeit hat ihre „moderne Krankheit“.

Ich denke dabei an ein Wort meines alten Lehrers in der Chirurgie, der bei der Besprechung der zunehmenden Häufigkeit von Blinddarm-Operationen sagte: „Ja, meine Herren, der Wurmfortsatz . . . .: man trägt ihn nicht mehr, er ist nicht mehr modern! Von solchen Mode-Krankheiten wollen wir hier nicht sprechen, sondern von jenen Krankheitszuständen, die durch die Mode verursacht werden.

Jede neue Mode hat bekanntlich ihre Prophetinnen, die ihre gesundheitsfördernde Natur betonen. Es ist dabei interessant, daß nach der Logik der Frauen jede Mode gesundheitsfördernd ist, einerlei, ob sie lange Kleider oder kniefreie Röckchen vorschreibt.

Wenn wir zunächst die Mode des Bubikopfes unter die scharfe Lupe der Kritik nehmen, so wäre zu bemerken, daß die Aerzte hierbei nicht nur ästhetische Beobachtungen, sondern auch Erfahrungen anderer Natur machen konnten. Durch die Entfernung der Haare ist der sonst durch sie geschützte Nacken der Kälte und den Sonnenstrahlen in gleicher Weise ausgesetzt. Besonders beim Herrenschnitt, der ein oft wiederholtes Ausrasieren des Nackens notwendig macht, wirken viele ungewohnte Reize auf die Haut des Nackens ein. Nun ist die Haut bestimmter menschlicher Konstitutionstypen — meistens solcher, die schon als Kind häufig an „Ausschlägen“ gelitten haben, gegen jede Reizung äußerst empfindlich und beantwortet sie mit einer Hautkrankheit, dem sogenannten Ekzem. Und solche nässenden Ekzeme findet der Arzt heute besonders häufig im weiblichen Nacken lokalisiert.

Die Erkrankung kann von harmlosen Pickeln und roten Flecken bis zu ausgedehnten nässenden und schorfbildenden, äußerst langwierigen und unangenehmen Hautausschlägen alle Stadien bilden. Nicht nur durch Luft und Wetter, durch den scheuernden Mantelkragen wird die Nackenhaut gereizt, die Gefährdung wird noch vergrößert durch die Art und Weise, wie die moderne Frau heute ihren Hut trägt: damit er fesch sitzt, wird er nämlich mit kräftigem und energischem Griff tief in den Nacken gezogen, so daß er, da er gewöhnlich kurzrandig ist, mit seinem scharfen, freien Rand den Nacken scheuern — ein neuer Reiz für empfindliche Haut. So entsteht durch eine modische Gewohnheit eine zwar bisher nicht unbekannte, aber doch an dieser Stelle äußerst seltene Erkrankung der Haut.

Käme zum zweiten der gefärbte Jumper aus Kunstseide oder Wolle. Diese mit angeblich unschädlichen Anilinfarben gefärbten Kleidungsstücke färben bei mangelhafter Herstellung, bei starker Schweißabsonderung manchmal ab und können so erfahrungsgemäß, da sie stellenweise mit der Körperhaut direkten Kontakt haben, ebenfalls Hautentzündungen und Hautausschläge verursachen. Ob der Grund hierfür in den ungiftigen Anilinfarben oder in den bei der Appretur verwandten Bestandteilen oder in noch anderen Umständen liegt, ist wissenschaftlich noch nicht geklärt. Jedenfalls sollte man niemals neugekaufte Leibwäsche anziehen, bevor sie gewaschen bzw. gekocht ist. Am zweckmäßigsten ist Unterkleidung, die aus waschbarer Seide oder Baumwolle angefertigt ist, da sich Kunstseide und Wolle bekanntlich nicht kochen lassen.

Leider können auch durch das Tragen farbiger Strümpfe sehr schwere und hartnäckige Ekzeme des Fußes und Unterschenkels entstehen. Es ist daher zweckmäßig, auch die Strümpfe vor dem erstmaligen Gebrauch durchzuwaschen, um die von der Appretur hier haften gebliebenen, lösbaren chemischen Teilchen zu entfernen.

Vor etwa zwanzig Jahren wurden bereits ähnliche Hauterkrankungen am Halse beobachtet, deren Erklärung den Aerzten damals Kopfzerbrechen machte. Nach langen Untersuchungen fand man heraus, daß diese Ekzeme durch das Tragen der damals modernen Pelzkragen verursacht wurden, die mit Ursol (Paraphenylendiamin) schwarz gefärbt worden waren. Die Verwendung von Ursol zum Färben menschlicher Bekleidungsstücke wurde damals verboten. Da nach den Berichten von Hautspezialisten die oben beschriebenen Krankheiten im vorigen Jahre an Umfang zugenommen haben, wäre zu überlegen, ob nicht gewisse gewerbehygienische Schutzmaßregeln in der Bekleidungsindustrie einzuführen wären. Im großen und ganzen arbeitet jedoch die Bekleidungsindustrie heute einwandfrei; gesundheitliche Schäden werden für gewöhnlich nur bei minderwertigen schlecht hergestellten Kleidungsstücken beobachtet.

Von weiteren Mode-Krankheiten wären noch kurz die Frostschäden der zartbestrumpften Beine im Winter, die Erkältungskrankheiten mit ihren Folgezuständen usw. zu nennen. Alles in allem ist vom ärztlichen Standpunkte aus zu sagen, daß die ästhetischen und hygienischen Vorteile der neuen, den Körper wenig einzwängenden, der Haut genügend Luft zuführenden Mode ihre kleinen Nachteile bei weitem überwiegen.

Was uns die Spinngewebe erzählen.

Es ist noch gar nicht so viele Jahre her, da wußten wir noch fast nichts von den Spinnen, diesen langbeinigen, flinken Tieren, deren Geschicklichkeit wir bewundern, so oft wir vor einem kunstvoll gewebten Spinnennetz stehen, das sich von Zweig zu Zweig spannt, um die Opfer zu fangen. Erst neuere Forscher haben sich auch mit dem Leben und Treiben der Spinne eingehender beschäftigt, und auf diese Weise sind wir heute eher über ihr Tun und Wollen im klaren. Wer eine Spinne beobachten will, muß eine Engelsgeduld haben, denn das kleine Tier scheint ein unvergleichliches Wahrnehmungsvermögen zu besitzen, das es vor der Nähe irgend eines Fremdkörpers unfehlbar warnt. Weiß die Spinne solch einen Fremdkörper — und das ist der Mensch, der sie beobachten will — in der Nähe, so sitzt sie viele, viele Stunden lang auf einem Fleck, ohne sich zu rühren. Und der Beobachter muß oft tagelang vergeblich sich in ihrer Nähe aufhalten, bis es ihm gelingt, irgend etwas von ihren Lebensgewohnheiten zu erspähen.

Jede Spinnenabart baut ihr Netz auf besondere Weise. Der Kenner kann genau sagen, welche Spinne ein bestimmtes Netz hergestellt hat. Das gewöhnlichste ist das Netz der Kreuzspinne, das radförmig ist und aus Kreisen mit Radien besteht. In den Kreisen sind klebrige Leimkugeln befestigt, an denen die Insekten hängen bleiben.

Daneben gibt es vielfach das Dreieck der Hausspinne. In diesem findet sich kein Klebstoff zum Fang der Insekten, sondern wenn eine Fliege sich in das Netz verirrt, so stürzt die Spinne aus dem Versteck sofort auf die Gefangene los und tötet sie durch einen Biß.

Sehr kompliziert ist eine andere Netzart, bei der über dem eigentlichen Netz eine Menge Fäden kreuz und quer gespannt sind — wie eine Art Drahtverhau —, die die Flucht der Insekten verhindern sollen. Wenn sie nicht wieder heraus können, fallen sie auf das wie eine dichte Decke gesponnene Hauptnetz und werden hier von der Spinne gepackt, die hungrig und grausam, wie alle Spinnen sind, unter dem Netz gelauert hat.

Eine sehr eigentümliche und sicherlich in der Insektenwelt besonders gefürchtete Spinne ist der Dreieckspinner. Das Tier sieht aus wie ein Auswuchs von einem Ast und hält sich dicht an den Zweigen auf. Es hängt unter dem einen Faden, der das Netz mit dem Zweig verbindet. Sieht man aber genau hin, so ist der Faden durchbissen, und die Spinne hält das ganze Netz ausgespannt mit Hilfe ihrer überaus starken Vorderfüße. Kommt eine Beute in das Netz, so heftet sie in aller Eile den durchbissenen Faden wieder zusammen und stürzt darauf in das Netz. Hier gibt sie eine Menge Klebstoff von sich und greift dann ihr Opfer mit dem Munde an so daß es nicht imstande ist, sich zu bewegen. Sie schleppt es nun bis an den Zweig, wo sie es mit Speichel auflöst und untersucht.

Die interessantesten aller Spinnen, die sogenannten Zwergspinnen, bauen Nester aus kleinen Steinen, Erdklümpchen oder Blattstücken und Tannennadeln, wo sie sich verstecken, um auf ihre Beute zu lauern. Geht eine Fliege in das Netz, so ziehen sie aus den Spinnwarzen des Hinterleibes die klebrigen Fäden und werfen sie über die Beute, die regelrecht gefesselt wird.

Die Spinen scheuen sich auch durchaus nicht, sich gegenseitig zu verzehren. Es ist ihnen einerlei, ob ein anderes Insekt oder eine Spinne sich in ihrem Netz fängt. Die großen Spinnen verzehren die kleinen, ja es kommt vor, daß die Spinnenweibchen die Männchen fressen.

Im allgemeinen haben die Männchen infolgedessen eine begründete Angst vor den Weibchen, was bei der Kreuzspinne besonders auffallend ist. Bei der Liebeswerbung sogar geht das Männchen sehr vorsichtig vor. Es spinnt einen Faden von einem Baum bis zum Netz des Weibchens. Wenn das Männchen an diesem Faden klimpert, weiß das Weibchen, daß ein Anbeter in der Nähe ist. Mondscheinserenade der Spinnen! — Ist das Weibchen nicht zur Liebe aufgelegt, so fährt es gierig und gefräßig auf das Männchen los, das sicher den kürzeren ziehen würde, hätte es nicht vorsichtig einen Sicherungsfaden ein gut Stück hinter sich, weit außerhalb der Reichweite des Weibchens befestigt, an dem es sich herabläßt, sobald die Angebetete zu gefahrdrohendem Angriff übergeht. Von hier beginnt es dann abermals vorzurücken, muß aber noch mehrfach den Rückzug vor ihrer Gefräßigkeit antreten, ehe es ihm schließlich gelingt, durch seine Hartnäckigkeit das Herz des Weibchens zu erweichen. Nur wenige Sekunden dauert das Stelldichein, dann muß das Männchen schleunigst wieder die Flucht ergreifen, denn wer sich zu lange aufhält, entgeht selten seinem Schicksal, mit Haut und Haaren von seiner Liebsten gefressen zu werden.

P. K.

Aus aller Welt.

Ein Denkmal für Gustav Mahler. Der Komponist Gustav Mahler wird nach einem Beschluß der Stadt Wien auf dem Schwarzenberg-Platz in Wien ein Denkmal erhalten. Die Stadt Wien hat den Bildhauern Behrens und Hannak den Auftrag zur Herstellung des Denkmals erteilt.

Die ersten Tulpen. Den Türken verdankt Europa die Bekanntschaft mit der Tulpe, deren erstes blühendes Exemplar der berühmte Conrad Geßner im Jahre 1559 im Garten eines Augsburger Patriziers sah. Wenige Dezennien später war die schöne Blume in Europa verbreitet, und besonders in Holland entstand eine solche Leidenschaft, seltene und wunderliche Abarten und Farbenmischungen zu erzeugen, daß sie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geradezu zu einer nationalen Katastrophe führte. Man kaufte und verkaufte Tulpen auf Zeit und Entrichtung der Differenz zwischen dem vereinbarten und am Verfalltage notierten Preise. Man zahlte für einzelne Zwiebeln bis zu 2000 holländische Gulden und mehr; das ganze Volk war von diesem Spekulationsfieber ergriffen. Als 1637 plötzlich die Ernüchterung eintrat, waren große Verschiebungen in den Besitzverhältnissen und nachhaltige Verkehrsstockungen die Folge.

Münzen als Schmuck von Glocken. Unter den verschiedenen Verzierungen, mit denen die Glockengießer früherer Zeiten ihre Glocken zu schmücken pflegten, spielen auch Münzen eine gewisse Rolle. So zeigt eine Kärntner Glocke aus dem Jahre 1470 das Bild der Madonna, das von den Abdrücken venezianischer Zechinen und Goldgulden nebst Wiener Pfennigen umrahmt ist. Sehr reicher Münzenschmuck befindet sich nach der Mitteilung des Münzenforschers Luschin an einer im Jahre 1640 in Laibach gegossenen Glocke, deren Schriftband ganz mit venezianischen Silbermünzen, ungarischen Dreiern, Talern und Lirastücken durchsetzt ist. An einer Glocke aus dem 15. Jahrhundert gelangten auch Medaillen in Größen bis zu 10 Zentimeter Durchmesser zur Anwendung, während man im 17. und 18. Jahrhundert mehr flache Weihemünzen an den Glocken anbrachte.

Fröhliche Ecke.

Ein Gemütsmensch. Der Zahnarzt reißt die Tür des Wartezimmers auf und ruft: Der Nächste, bitte! Ein Mann erhebt sich, folgt dem Arzt in das Operationszimmer und sagt ohne jede Einleitung: Also, drei Backenzähne und zwei Wurzeln müssen sofort heraus. Keine Narkose! Keine Betäubung!" —

„Das nenne ich aber Mut," freut sich der Zahnarzt, „setzen Sie sich hier auf den Stuhl und öffnen Sie den Mund!"

„Ich?" schüttelt der Mann den Kopf, „es handelt sich doch um meine Frau, die sitzt noch im Wartezimmer!"

*

Freundlicher Rat. Frau Plontke rasiert sich den Nacken aus. Ihr Gatte, der sich soeben mit ihr gezankt hat, guckt sie giftig an.

„Willst du was, Schatz?" fragte sie ironisch.

„Ja, brummte er böse. „Da du einmal gerade den Rasierapparat in der Hand hast, würde ich dir empfehlen, die Haare, die du auf den Zähnen hast, gleich mit fortzurasieren!"

*

Folgen der Verjüngung. Der berühmte Professor für Verjüngungskuren läßt sich sein Honorar stets vorher bezahlen.

Neulich hatte er nämlich ein älteres Semester durch seine verblüffende Kunst in einen Minderjährigen verwandelt. Der Knabe wurde sofort unter Vormundschaft gestellt, und der Vormund weigerte sich, die gesalzene Liquidation des Arztes anzuerkennen.

*

Die vermännlichte Mode. Fräulein Loni, äußerst vermännlicht, mit Herrenhut, Stehumlegekragen, Herrenmantel, Ledergamaschen, Monokel, betritt das Hotel Excelsior:

„Haben Sie ein Zimmer frei für eine einzelne Dame?" fragt sie den goldbetreßten Portier.

„Gewiß," verneigt sich dieser, bringen Sie die Dame nur her, mein Herr!"

*

Angepaßt. „Ich muß einen Brief schreiben. Hast du einen Bleistift?" — „Einen weichen?" — „Nein, hart. Der Brief geht an einen Menschen, der mir noch Geld schuldig ist."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.